

Geschichtliches vom Spargel.

Die ersten Spuren der Spargelzucht finden sich bei den alten Ägyptern, und zwar in Form einer bildlichen Darstellung, die, auf die Wand eines Cartophags gemalt, ein sehr deutlich erkennbares Bündel von Spargelstangen wiedergibt. Allerdings handelt es sich hierbei um wildwachsenden Spargel, wie denn auch die alten Griechen nur den stark dornigen bitteren Spargel kannten, der von ihnen deshalb nicht sehr geschätzt wurde. Dagegen verwendeten die Römer die gartblättrigen Zweige des Spargels mit Vorliebe zu den Hochzeitskränzen der Bräute, ein Brauch, dessen Sinn späterhin, als die Spargelkultur von den Römern aus nach Griechenland gedungen war, dahin gedeutet wurde, daß ebenso wie der bittere dornreiche Spargel durch die Kultur zu einer schmackhaften Nutzpflanze, auch der Mensch durch die Ehe milder und besser werden könne. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß die Sitte der Spargelkrautkränze auf dem alten, in der frühen Griechenzelt viel verbreiteten Glauben beruhte, daß der Spargel eine heilige Pflanze sei. Einmal kam es bei den alten Griechen auch zu einem ganz drolligen wissenschaftlichen Spargelkrieg. Während die Griechen nämlich den Spargel allgemein „asparagos“ nannten, gerieten die Athener auf den Gedanken, ihn mit dem Wort „aspherge“ zu benennen. Und nun fingen die verschiedenen Gelehrten an, sich über dieses einschmuggelte „ph“ mächtig zu ereifern. Es wurden ganze Mengen von gelehrten Abhandlung für und wider das unglückselige „ph“ geschrieben, bis man zur Einsicht gelangte, daß beim Spargel schließlich der Geschmack wichtiger als die Aussprache sei. Die alten Römer schätzten besonders den von ihnen schon mit großem Geschick gezeigten Kulturspargel. Als die Stadt des besten Spargelbodens galt Ravenna.

An den Spargel knüpfen die Alten übrigens auch viel Aberglauben. Der Genuß des Spargelwassers sollte Liebe erwecken, ein Spargelstengel, an einer Schnur um den Hals getragen, galt als Liebesamulett, und wegen des immer neuen Ausschlagens der Pflanze (Spargelpflanzen können 20 Jahre alt werden, wildwachsende sogar noch viel älter) wurde der Spargelgenuß besonders den Menschen empfohlen, die viel und unermüßlich sprechen mußten. Das rasche Wachstum machte den Spargel auch zum Sinnbild der Schnelligkeit, weshalb Kaiser Augustus, wenn er die rasche Beendigung einer Sache kennzeichnen wollte, zu sagen pflegte: „Es wird schneller als der Spargel fertig sein.“

In Deutschland taucht die Spargelkultur ziemlich spät auf. Erst im Lauf des 16. Jahrhunderts finden wir die ersten vereinzelten Nachrichten über den Spargelanbau. Zu den besten deutschen Spargeln gehörte seinerzeit der Ulmer Spargel, auf den die Stadt dann auch so stolz war, daß sie im 18. Jahrhundert eine Zeitlang den Verkauf des in der weiteren Umgebung Ulms wachsenden Spargels aufs strengste untersagte. Im gleichen Jahrhundert, im Jahre 1774, erfolgten von Berlin aus die ersten und gut gelungenen Versuche, den Spargel auch im Winter zu ziehen, worauf auch der Winterspargel, zumal da er nicht besonders teuer war, viel und gern gegessen wurde. In neuester Zeit hat der Spargel als Heilmittel bei Nierenerkrankungen eine nicht unwichtige Bedeutung gewonnen, und zwar wegen des in ihm enthaltenen Asparagins, das im Körper in Harnstoff und Harnsäure übergeführt wird. Die Folge hiervon ist ein vermehrter Harnstoffgehalt des Blutes und damit zusammenhängend eine Verengung der Gefäße, während die Nierengefäße wohlthätig erweitert werden.

Loise Blätter

Von der Etikette. Die Ansichten über das, „was sich schickt“, wechseln natürlich nach Ländern und Gesellschaftsklassen. Gewiß ist es gut, bestimmte Höflichkeitsformen zu beobachten, aber wenn die Etikette ins Lächerliche ausartet, hat sie keine Berechtigung mehr. Daß sie das tut und oft getan hat, dafür gibt es in der Geschichte Beispiele genug, und man braucht in dieser Hinsicht nicht in entfernte Zeiten mit ihren vielen lächerlichen Sitten und Zeremonien zurückzugehen. Eines Abends geschah es, daß Königin Viktoria von England, als sie in ihrem Arbeitszimmer saß, entdeckte, daß die Lampe bläute. Sie bat eine ihrer Hofdamen, die Lampe herabzuschrauben. Die Hofdame erklärte indessen, das sei nicht ihr Amt; sie rief eine andere Hofdame, die sagte es wieder einer dritten, und diese schickte nach einem Diener — während die Lampe lustig weiter bläute. Daß schien der Königin doch zu stark. Sie erhob sich und schraubte eigenhändig die Lampe herab, indem sie die strenge Etikette brach, und dann wies sie ihre Hofdamen streng

zurecht. — Der spanische Hof ist stets dafür berühmt gewesen, daß er die strengste und lächerlichste Etikette hat. Jeder Befehl des Königs ist als ein Gesetz zu betrachten, das nur vom König selbst wieder aufgehoben werden kann. Als König Alfons einmal in einem der abgelegenen Räume des Schlosses war, fiel ihm etwas ein, das er vergessen hatte, auszurichten. Er ging in sein Zimmer zurück und sagte zu dem wachhabenden Soldaten: „Bleib hier, bis ich nach dir schicke.“ Dann vergaß der König, daß er dem Soldaten befohlen hatte, zu warten, und der arme Soldat mußte 24 Stunden Posten stehen, ehe man wieder an ihn dachte. — Die Etikette ist auch daran schuld, daß der türkische Sultan sich mit ausgewärmtem Essen begnügen muß. Der Sultan ist niemals von einem Gericht, bevor nicht der Mundschent davon gekostet hat. Eines Tages wurde dieser plötzlich abgerufen und kam erst nach fünf Stunden wieder — und so lange mußte der Sultan auf sein Essen warten. Seit dieser Zeit muß der Mundschent schon am Tage vorher die für den Sultan bestimmten Gerichte kosten und sie dann versiegeln. — Am päpstlichen Hof gebietet die Etikette, daß Leute, die in Audienz empfangen werden, den Papst nicht auf andere Weise berühren dürfen, als indem sie ihm den Fuß küssen. Eines Tages hatte ein englischer Junge mit seinen Eltern Audienz beim Papst. Als er den Fuß des Papstes küssen sollte, sagte er geradeheraus: „Danke, bei uns in England pflegen wir nicht den Leuten die Füße zu küssen. Aber ich will Ihnen gern die Hand geben, wenn Sie nichts dagegen haben.“ Der Papst, der ein großer Kinderfreund war, amüsierte sich sehr über die Offenherzigkeit des Jungen und reichte ihm die Hand.

Poesie-Album

Margaretas Lied.

Ah, nun sind es schon zwei Tage,
Daß ich ihn zuerst geküßt,
Und seit jener bösen Stunde
Alles wie verzaubert ist.

Meine Stube, drin so zierlich
Und so nett ich einst gehauft,
Steht in wirrem Durcheinander,
Daß mir vor mir selber graust.

Meine Rosen, meine Nelken
Schauen weß und traurig drein;
Ach, ich glaub', ich goß seit gestern
Statt mit Wasser sie mit Wein.

Meine gute weiße Taube
Hat kein Futter, hat kein Brot,
Und der brave Distelfink liegt
In dem Käfig schon halbtot.

Und mit blau und roter Wolke
Ist am weißen Neß gestrichelt,
Und mit weißem Garn ist in die
Bunte Stickerei gestickt.

Und wo sind die schönen Bücher,
Parzival und Theuerdank?
Glaub' beinah', ich warf die guten
Sänger in den Küchenschrank.

Und die Küchenteller stehen
Auf dem schmutzen Bücherpult —
Ach, an all dem großen Unglück
Ist die Lieb', die Liebe schuld.

Aus dem „Trompeter von Säckingen“ von Viktor v. Scheffel.

Last und Lachen.

Ein Gemütsmensch. Regisseur: Herr Direktor, wäre es nicht an der Zeit, eine Versäuerung unserer weiblichen Kräfte ins Auge zu fassen? Ich denke in erster Linie an unsere Naive. — Direktor: Mensch, wo denken Sie hin! Fast fünfundsiebzig Jahre gehört sie meiner Truppe an, und da soll ich das Kind jetzt vor dem silbernen Bühnenjubiläum in die weite Welt hinauscheiden?!

Er kennt das Geschäft. Lehrer: „Nun sag' mir, Fritz, wieviel Beutel auf einen halben Liter gehen?“ — Fritz (Gastwirtssohn): „Drei, Herr Lehrer, das übrige ist Schaum!“

Unsere Diensthoten. Hausfrau: „Anna, warum haben Sie die Uhr nicht ganz aufgezogen?“ Sie haben den Schlüssel ja nur ein paarmal umgedreht.“ — Dienstmädchen: „Sie wissen doch, daß ich morgen gehe, gnädige Frau, und ich werde doch für das neue Mädchen nicht die Arbeit tun!“

Kasernenhoffblüte. Feldwebel: „Was haben Sie für einen Beruf, Einjähriger?“ — Einjähriger: „Zivilingenieur, Herr Feldwebel!“ — Feldwebel: „Na, den Ingenieur lasse ich mir gefallen, aber das Zivil schlagen Sie sich nur aus dem Kopfe.“

Unterhaltungs-Beilage

zum

Allgemeinen Anzeiger

und

Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 6.

Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halber i. Westf.

1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(6. Fortsetzung.)

Nun küßte sich das Lokal immer mehr. Für das erfahrene Auge war deutlich wahrzunehmen, daß die Leute sich nicht nach dem Zufall der verfügbaren Plätze setzten. Es bildeten sich vielmehr richtige Gruppen, Abteilungen, die miteinander in Verbindung und Zusammenhang standen. Da gab es Tische, an denen ausschließlich Herren, und Tische, an denen nur Damen saßen. An zahlreichen Tischen und Tischchen war die Gesellschaft gemischt. Ein einheitlicher, gleichmäßiger Zug herrschte aber überall. Er fand seinen Ausdruck in einer etwas lauten „aune“ oder auch in einer vielleicht erzwungenen Tröb, die alle mitbrachten und die sie mit einer für die Nacht sehr hörbaren Absichtlichkeit zur Schau trugen. Es war, als wenn jeder einzelne sich vor dem Eintritt gesagt hätte: Die da drinnen sollen nicht anmerken, daß ich schon seit Wochen ohne Engagement bin und Hunger leide. Ich tue, als wenn ich über Reichthümer zu verfügen hätte. . . ganz wie die Proken, die warm sitzen und sich hier im Lokal breit machen. . .

Ein dicker Mann mit starkem, aufgedrehtem blonden Schnurrbart, mit einem Zylinderhut auf dem Kopfe, in elegantem, mit Pelz besetztem Überzieher trat ein und blickte suchend um sich. Er hielt einen starken Spazierstock in der Hand, dessen silberner Griff im Scheine der vielen elektrischen Lampen funkelte.

Nun trat er an ein Tischchen heran, an dem mehrere Herren saßen, grüßte wie ein alter Bekannter und schlug mit dem glänzenden Griff des Stodes auf den Marmor des Tischchens.

„Na, was haben Sie denn da wieder Neues?“ fragte einer.

„Da —“ sagte der Mann, den Griff herumzeigend, riefig billig. Gelegenheitskauf.“

„Wie viel?“

„Fünfhundert Emmchen.“

Ein lautes Gelächter folgte auf diese Worte.

„Keine fünfzig wert, lieber Konewski!“ rief man ihm zu. Konewski war gekränkt. „Fassen Sie mal, wie schwer das ist“, sagte er, „Sie verstehen eben nichts davon. Der Stod hat neunhundertunddreißig Mark gekostet.“

„Ich habe für meine Person keinen Bedarf“, sagte einer der Herren.

„Na, ich auch nicht“, meinte ein anderer. Die übrigen schwiegen und blieben gleichgültig sitzen.

Da knöpfte Konewski seinen Überrock auf, griff in die Westentasche und holte mehrere Ringe hervor.

Jetzt aber wurde es am Nachbarisch, an dem mehrere Damen saßen, etwas unruhig. Alle drehten die Köpfe zu Konewski hin, eine stand auf und stellte sich an den Tisch zu den Herren.

„Das macht Effekt! Was?“ sagte Konewski, indem er die Ringe blitzen ließ.

Die Ringe gingen von Hand zu Hand. Jeder betrachtete sie mit größter Aufmerksamkeit.

„Das sind doch nur Herrenringe“, sagte die junge Dame enttäuscht.

(Nachdruck verboten.)

„Oh, bitte, gnädiges Fräulein“, antwortete Konewski, griff abermals in die Westentasche, die sich unerschöpflich zeigte, und holte kleine Diamantringe hervor.

Jetzt aber widmete sich auch der Diamantisch einer eingehenden Betrachtung der Herrlichkeiten des Herrn Konewski. Ja, er kannte sein Geschäft und seine Leute. Er wußte auch, daß keiner von ihnen, weder die Herren noch die Damen, so viel Geld bei sich hatten, überhaupt augenblicklich in ihrem Vermögen verfügten, um nur einen dieser Schmuckgegenstände bezahlen zu können. Aber das war kein Hindernis für einen Geschäftsabschluß. Die Partheien wurden schon miteinander fertig, und jeder kam in seiner Art auf seine Rechnung.

Noch war Konewski mit seinem Handel nicht zum Schluß gelangt, als es in der Nähe plötzlich sehr regsam wurde. Tische wurden zusammengedrückt, um einen größeren Tisch wurden die Stühle aneinander gedrängt, ältere und jüngere Damen kamen hinzu, es wurde laut und lauter gesprochen und gelacht, man hörte erstaunte Ausrufe, man sah schöne Frauenaugen vor Erregung blitzen — es gab da unstreitig eine große Sensation. Konewski wurde aufmerksam, und über sein Gesicht flog ein verdrießlicher Ausdruck. Er kannte solche Szenen, ab und zu spielten sie sich hier ab, wenn einer einmal etwas Außergewöhnliches zu zeigen hatte. Hier galt es offenbar ein großes Geschäft, und da konnte er unmöglich irgendwo anders sein und die Sache an sich vorübergehen lassen. Er vertagte also seine Abschlüsse mit den Herren und Damen, sammelte sämtliche Schmuckstücke ein, steckte sie in seine unerschöpfliche Westentasche und schritt zu den andern hinüber.

Und da gab es wirklich eine Sensation. Ein junger Schauspieler, ein auffallend hübscher Mensch, Fritz Mittelstadt mit Namen, hielt eine kleine, mit rotem Samt ausgeschlagene Kassette in der Hand, aus der eine größere Anzahl Diamanten hervorblitzten. Sie waren alle ungefaßt, genau gesagt, aus den Fassungen herausgenommen, und hatten verschiedene Größen. Da waren größere Brillanten von herrlich blühendem Feuer, kleinere von feinstem Schliff, dann kleine Diamanten — im ganzen ein wahrer Schatz, der ein bedeutendes Vermögen darstellte.

Mittelstadt holte stets nur ein einziges Stück hervor und ließ es bei wenigen im Kreise herumgehen, während sich die andern mit dem bloßen Zuschauen begnügen mußten. Auch der Herr mit dem Schauspielergesicht, der als einer der ersten mit dem Stöckchen in der Hand in das Café gekommen war, befand sich unter den Zusehenden.

Als Konewski hinzutrat, gewahrte er, daß er nicht mehr der einzige Fachmann hier war. Von hinten waren bereits einige ältere Damen hinzugekommen, und auch zwei Herren, die häufig mit diesen Damen verkehrten, bohrten ihre Blicke mit Kennernaugen in den kostbaren Schatz, den Mittelstadt in der Hand hielt.

Keiner von allen diesen Leuten hatte nur den entferntesten Gedanken, daß der ganze Inhalt des Kästchens hier verkauft werden würde. Wenn man das Kapital gesam-

meist hätte, daß alle die Hunderte der jetzt im Café anwesenden Gäste zusammen besäßen, so wäre es nur ein Bruchteil des Wertes gewesen, den diese Steine wirklich darstellten.

Mittelstadt schien aber einen ganz besonderen Zweck mit dem Vorzeigen der Diamanten zu verfolgen. Er ließ die größeren von den Händlern nach ihrem ungefähren Wert abschätzen, der freilich immer viel, viel niedriger angegeben wurde, als er in Wirklichkeit betrug. Und weiter war es offenbar seine Absicht, die Händler aufmerksam zu machen, sie zum Kaufen anzuregen oder ihre Vermittelung bei dem Verkauf in Anspruch zu nehmen.

„So was trägt man doch in die Pfandkammer“, brummte eine der Frauen, die ärmste unter den Händlerinnen, die sich darüber ärgerte, daß hier kein Geschäft für sie herauskam, weil da jeder Kauf hätte bar bezahlt werden müssen. „Wenn Sie das so verkaufen, kriegen Sie viel weniger, als der Pfandleiher Ihnen geben würde.“ „Meinen Sie?“ fragte Mittelstadt und machte rasch seine Kassette zu.

„Quatsch!“ rief Konewski, über diesen guten Rat wütend, „der gibt Ihnen doch nur ein paar Mark für den ganzen Kram.“

„Na, ein bißchen was kriegt er schon“, sagte ein Konkurrent lachend.

Mittelstadt schloß die Kassette mit dem kleinen Schlüssel und drückte sie in die Brusttasche seines Rockes. Die Sensation war nun vorüber, und die Schauspieler und Schauspielerinnen verließen nach und nach den Tisch und begaben sich auf ihre früheren Plätze zurück. Aber die Händler blieben alle da.

„Na?“ sagte Konewski nach einer Pause, „was wollen Sie nun mit den ungefaßten Steinen machen? Wieviel denken Sie, daß Sie dafür bekommen?“

„Lassen Sie sich doch nicht den Kopf dumm machen, Mittelstadt“, sagte Herr Bär, der Konkurrent Konewskis, ein kleiner, gedrungener Mann mit grauem Bart, „übergeben Sie die Sache mir. Ich verkaufe sie an große Geschäfte, und Sie zahlen mir zehn Prozent Provision. Sie fahren am besten dabei.“

„Und die Hälfte vom Erlös steckt er in die Tasche“, bemerkte die arme Händlerin boshaft.

„Na, Sie... Sie hätten auch Grund, still zu sein“, sagte Bär zornig. „Ich werde Sie ganz reell behandeln, Herr Mittelstadt, verlassen Sie sich darauf.“

Mittelstadt überlegte eine Weile. Dann stand er auf. „Ich will noch erst einen Gang machen, dann komme ich zurück“, sagte er.

Er setzte seinen Hut auf und schritt dem Ausgange zu. Die Händler aber blieben sitzen — sie hatten jetzt miteinander eine Besprechung zu halten. Aus den Konkurrenten wurden in einer Sekunde Kameraden, Gesellschafter.

Es fiel keinem Menschen auf, daß fast gleichzeitig mit Mittelstadt auch der fremde Mann mit dem Schauspielergesicht das Café verließ. Und knapp hinter ihm ging Herr von Reinbach mit seiner gleichgültigen Miene, mit seinem unauffälligen Schritt, wie ein Mensch, der im Lokal nunmehr seine paar Groschen abgesehen hatte.

Mittelstadt hatte eben eine kurze Strecke auf der Straße zurückgelegt, als eine Hand leise seinen Arm berührte. Der Herr mit dem Schauspielergesicht stand neben ihm.

„Darf ich Sie fragen, Herr Mittelstadt, woher Sie die Steine haben?“ fragte der Fremde.

Mittelstadt musterte den Mann mit hochmütigem Gesichtsausdruck.

„Was geht das Sie an? Wie kommen Sie dazu, an mich diese Frage zu stellen?“ fragte er grob.

„Ich bin von der Polizei“, sagte der Fremde ruhig. „Ich bin auch bereit, mich auf Ihren Wunsch zu legitimieren. Also ich bitte nur um die Beantwortung meiner Frage.“

Mittelstadt wurde blaß und gleichzeitig sehr verlegen. „Ich bedauere wirklich, Ihnen keine Auskunft geben zu können“, sagte er.

„Sie sind sich doch darüber klar, was davon abhängt“, bemerkte der andere, während sie beide wie im vertrauten Gespräch weiter schritten. Gerade solche Steine, wie Sie sie haben, sind in Frankfurt gestohlen worden.“

„Diese Diamanten sind nicht gestohlen!“ fließ Mittelstadt zornig heraus.

„Das will ich gern glauben“, sagte der Polizist, „ich will ja nur wissen, von wem Sie sie haben.“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen“, antwortete Mittelstadt.

„Nun, dann kommen Sie mit mir auf das Präsidium“, sagte der Polizist leise und fest. „Es ist am besten, Sie machen gar keine Umstände, ein Kriminalkommissar ist hinter uns — und überall gibt es Schupste. Wir setzen uns in eine Droschke — kein Mensch merkt etwas. Machen Sie dann die Sache eben mit den Kriminalkommissaren ab.“

Mittelstadt leistete keinen Widerstand. Er sah ein, daß jeder Versuch, sich zu wehren oder davonzulaufen, nur kompromittierender Lärm sein würde.

Am andern Tage war in den Morgenblättern zu lesen, daß das Dunkel, das über dem so rätselhaften Diamantendiebstahl in Frankfurt bisher gelegen habe, sich allmählich zu Lichten beginne, da die Polizei die Spuren der Diebe — man habe es offenbar mit einer ganzen Gesellschaft zu tun — gefunden hätte.

Neuntes Kapitel.

Es war gegen elf Uhr vormittags, als der Journalist Adolf Grunau die Kleiststraße entlang ging. Seine kleine Gestalt bewegte sich langsam und gemächlich; er schritt dahin wie ein Mensch, der Zeit hat, der bestimmt weiß, daß er nicht zu spät kommen würde.

Auf seinem glattrasierten Gesicht, das je nach den Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, ein entsprechend lebhaftes Mienspiel zeigte, lag der Ausdruck einer guten Stimmung. Trotzdem es empfindlich kalt war und die Strahlen der Winter Sonne in der Luft zu erfrieren schienen, hatte er seinen Überrock aufgeknöpft. Die Gedanken, die ihn jetzt bewegten, schienen seinem kleinen, schwächlichen Körper so viel Wärme zuzuführen, daß er den harten Frost gar nicht empfand.

Vor einem der neueren, mit viel architektonischem Beiwerk geschmückten Häuser blieb er stehen, klingelte dem Portier und schritt die breite, trockene, mit rotem Teppich belegte Treppe bis zum ersten Stockwerk hinan.

Auf sein Klingeln öffnete ein junges Mädchen mit krausem, blonden Wuschelhaar, glänzenden, blauen Augen und neugierigem Gesicht.

„Ist Herr Döring schon zu sprechen?“ fragte Grunau. „Ich will nachsehen, Herr Grunau... ich glaube ja“, antwortete sie mit einem etwas spöttischen Gesichtsausdruck.

Sie verschwand in den Korridor. Grunau hörte an eine Tür klopfen, dann wurden einige Worte gewechselt, schließlich erschien das Mädchen wieder, öffnete den Eingang und sagte: „Bitte.“

Nun stand Grunau in einem großen Zimmer, das als ungemein eleganter Herrensalon eingerichtet war. Eine Chaiselongue mit kostbarer Decke, ein echtes Eisbärenfell daneben auf dem Fußboden, tiefe, schöne Lehnstühle, kleine Tischchen mit eingelegter Arbeit, ein großer, eleganter Schreibtisch mit schöner Schnitzerei, hübsche Kleinigkeiten der Kunstindustrie auf dem Klavier und den Tischen, einige Ölgemälde moderner Maler an den Wänden, schwere Portieren an den Türen, seine Doppelvorhänge vor den Fenstern — alles war solide, echt, reich und geschmackvoll.

Grunau kannte dieses Zimmer recht genau — für ihn gab es nichts, was er hier noch hätte betrachten können. Er stand in der Mitte des Raumes, blickte um sich, wartete einige Sekunden, dann rief er:

„Wo, zum Teufel, stecken Sie denn jetzt, Döring?“ „Ich komme sogleich“, ertönte es aus einem Nebenraume.

„Natürlich — noch bei der Toilette“, sagte Grunau spöttisch. „Eben erst aufgestanden — was?“

„Ja, lieber Grunau, eben erst aufgestanden“, kam es von nebenan.

Grunau zog seinen Überrock aus und warf sich ganz ungeniert auf die Chaiselongue.

„Na, ich habe Zeit“, sagte er. Erst nach mehreren Minuten ging die Tür des Nebenzimmers auf, und Karl Döring trat ein. Er erschien in einer eleganten, weichen Morgenjade, mit weichen, hellen Sandalen an den Füßen und einer frühlich lächelnden Miene auf dem Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Sepp.

Erzählung von Hermann Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Morgen halb 5 Uhr brach die Arbeiterkolonne in dem österreichischen Grenzstädtchen auf, um rechtzeitig vor den Toren der über eine Stunde entfernt gelegenen Fabrik, die sich schon innerhalb der Grenzpfähle Sachsens befand, einzutreffen. Männer, Frauen, Mädchen, Kinder zogen in dichten Scharen die Landstraße entlang. Das Stapfen der Holzschuhe war in der Morgenstille weithin vernehmbar, ein Dunst von Fett und Maschinensöl schwebte vor und über dem Menschenhaufen. Jeder Arbeiter trug in ein Tuch gewickelt sein Brot, in einer Blechtanne sogenannten „Kassie“, denn vor Fabriktschluß — 6 Uhr abends — sah keiner seine Wohnung wieder.

In einem Halbkreis um den südlichen Teil der Stadt lagen die Fabriken: mechanische Webereien, in denen ein Webstuhl an einem Tage soviel produzierte, wie eine Weberfamilie auf zwei Handstühlen in einem Monat zusammenstumpfern kann. Aus den zum Himmel ragenden Schloten wälzten sich dicke, schwarze Rauchwolken und lagerten einen dichten Schleier vor die Türme der Kirchen und des Rathauses. Die aufsteigenden Strahlen der Sonne drückten den überliegenden Qualm hinab zur Erde, der Ruß wirbelte gleich schwarzen Schneeflocken in die vorwärts hastende Arbeiterschar.

Die Fabrikuhr zeigte fünf Minuten vor 6 Uhr, als sich die Menge in die Höhe ergoß. Der Pfortner stand, aus einer kurzen Pfeife rauchend, vor seinem Häuschen und nahm die Parade ab über die Ankommenden, von denen jeder einzelne in das Häuschen treten mußte, um an einem langen schwarzen Brett eine Blechmarke mit Nummer anzuhängen. Soviel Marken — soviel Arbeiter. blieb eine der Ziffern frei, so genügte ein Blick in die Liste, um festzustellen, welchem der Arbeiter 50 Pfennige Strafgehalt für Zuspätkommen in Abzug zu bringen seien.

Da hob die Uhr zum Schläge aus, sechs helle, schrille Töne durchzitterten die Luft, die Dampfseife geulte dazwischen, der Pfortner bewegte die Kurbel, und krachend schlossen die Eisentüren ihre Flügel.

In demselben Augenblick posterten auf der Straße die unregelmäßigen Tritte schwerer Holzphantoseln näher. Ein schwächlicher bleicher Bursch kam an in heftigem Lauf, er strengte sich an, vorwärtszukommen, aber sein rechtes Bein verlagte ihm den Dienst. Helle Schweißtropfen perlten über sein Gesicht, als er das geschlossene Tor erreicht hatte. Er machte eine Gebärde des Entsetzens, als er das Zifferblatt der Uhr erblickte konnte: um zwei Minuten hatte er sich verspätet! Zögernd drückte er auf den Klingelknopf. Der Pfortner kam nach einer Weile herangeschleift und lachte höhnisch auf, als er den um Einlaß Flehenden sah.

„Natürlich, — wieder der Sepp! Ich konnte mir's schon denken. Herein, du Lump.“

Kreisend drehte sich der Schlüssel im Schloß, die Tür flog auf, Sepp humpelte in den Hof und suchte eiligst das Quergebäude zu erreichen.

Der Pfortner hatte ihn halb eingeholt, er stellte sich vor die Tür und rief dem Davoneilenden mit lauter Stimme nach: „'s war 's dritte Mal die Woche. Ich schreib dir 15 Groschen auf, — wegen mir kannst du die nächste Woche verhungern. Ein solcher Faulenzer, — wenn der Krüppel nicht laufen kann, soll er doch früher aufstehen, der Fallot, der böhmische...“

Polternd und schimpfend trat er in die Stube. Frau und Tochter saßen am Kaffeetisch. „Wer war's denn wieder?“ „Frag' nicht so dumm“, brummte unwirsch der Vater, „wer soll's gewesen sein? Der lahme Sepp. Dieser Kerl stört mich jeden Morgen.“

„Aber Vater, er kann doch nicht so schnell laufen. Sein lahmes Bein... Wie ist's denn passiert, daß ihm das Bein gebrochen wurde?“

„Ach, die dumme Geschichte, ich denke schon gar nicht mehr daran. Der Sepp war noch Spuljunge. Da bringt mal morgens unser Herr die gnädige Frau mit in den Webstuhl. Der macht das Surren und Säusen der Maschinen Vergnügen. Sie tritt näher heran, ein Treibriemen streift den Ärmel ihrer Bluse, einen Fuß breitet noch, dann saßt er das Kleid, er reißt die Gnädigste empor... Sepp sieht das gräßliche Unglück kommen, blitzschnell reißt er das Schutzgitter nieder, ein kräftiger Ruck läßt den Treibriemen schlaff herniederfallen... Da ertönt ein entsetzlicher Schrei: Sepp hat nicht schnell genug

den Rückweg finden können, das Rad schlägt mit furchtbarem Gewalt zurück, es stampft bröhnend auf das rechte Bein des Jungen, einmal, zweimal, dreimal — dann erst gelingt es, den Körper hervorzuziehen. Die Gnädige fällt in Ohnmacht, ein tolles Durcheinander entsteht... 's ist etwa sechs Jahr her, die Gnädige hat seit der Zeit nie mehr die Räume der Fabrik betreten.“

„Und Sepp?“ „Na, der — die Kurkosten haben sie für ihn gezahlt, der Arzt hat ihm nichts geloset. Du siehst ja, er ist wieder kuriert. Außerdem kann er immer bei uns arbeiten, gekündigt wird er nicht. Er hintert noch etwas, aber daran gewöhnt man sich auch.“ „Muß er denn immer das Strafgehalt bezahlen, wenn er mal zu spät kommt?“

„Warum denn nicht? Ordnung muß sein. Paßt's dem Lump nicht, kann er ja nach 'ner anderen Fabrik gehen...“ Damit vertiefte sich der Pfortner in die Lektüre der soeben angekommenen Morgenzeitung.

Am Abend mit dem Glodenschlag sechs ertönte wieder die Dampfseife, das Gestampfe der Räder verlangsamte sich, zischend entströmte der Dampf den geöffneten Ventilen, in den Sälen wurden die Fenster mit den undurchsichtigen Scheiben aufgerissen und die Arbeiter rüsteten sich zum Heimmarsch. Das Gepolter der Holzphantoseln erdrönte in den Höfen und pflanzte sich auf die staubige Landstraße fort. Und wiederum schwebte jener undefinierbare Geruch von Fett und Maschinensöl, mit denen die Kleider der Arbeiter durchtränkt sind, vor und über dem Menschenhaufen.

Als letzter humpelte Sepp die steile, schlüpfrige Treppe hinunter. Eben wollte er auf den Hof hinausstreten, als er sich plötzlich am Arm ergriffen fühlte. Er wollte zurückweichen, da sah er Marie, die Tochter des Pfortners, neben sich stehen.

„Hören Sie, Sepp, nehmen Sie mir das nicht übel, aber, wissen Sie, seit ich weiß, daß Sie...“

Das Mädchen hielt zaudernd inne. Sepp wagte kaum, die Augen hochzuschlagen: „Sie“, mit „Sie“ hatte ihn während seines ganzen Lebens noch kein Mensch angeredet.

„Ich habe das heute gehört, Sie sind schon dreimal zu spät gekommen. Mein Vater hat's gemeldet, im Kontor haben sie 15 Groschen aufgeschrieben. Aber, wissen Sie, Sepp, Sie können doch nichts dafür, und da glaube ich denn — da meinte ich denn —, unrecht tun sie Ihnen, das will ich gutmachen...“

Marie war bei den letzten Worten dicht an Sepp herangetreten, ein warmer Hauch berührte seine Wangen, ein eigenartlicher Duft, der ihm den Atem raubte, drang zu ihm empor. Er vermochte nicht ein Wort der Erwiderung zu stammeln, willenlos ließ er alles über sich ergehen. Seine Hand wurde ihm geöffnet, wieder geschlossen, er fühlte, daß Geldstücke mit sanfter Gewalt hineingedrückt worden waren.

„Leb' wohl, Sepp, mein Vater trägt keine Schuld, er kann ja nicht anders...“ und blitzschnell eilte das Mädchen über den Hof, dem Pfortnerhause zu.

Sepp taumelte über den Hof, zum Tore hinaus, die Landstraße entlang. Er sah vor sich in undeutlichen Umrissen die Gestalten seiner Mitarbeiter, er machte keinen Versuch, sie zu erreichen. Endlich öffnete er die Hand, die er noch krampfhaft geballt hielt. Er sah auf seiner harten, rissigen Handfläche drei fünfzigpfennigstücke liegen, der letzte Strahl der untergehenden Sonne entlockte dem Silber einen hellblindevenden Schimmer.

(Schluß folgt.)

Ein- und Ausfälle.

Wenn die Liebe nur der Hunger der Sinne ist, so folgt bald Überfüttigung nach.

Die Seele ist der einzige — Nimmerfett.

Die Leidenschaften sind konvexe Spiegel, die uns verzerrte Bilder von der Welt entwerfen.

Einsseitigkeit und Mangel an Kenntnissen begünstigen viel mehr die Selbstüberschätzung als Vielseitigkeit und reiche Erfahrung. Daher die Jugend öfter kühn, unerschrocken und verwegen ist als das Alter.

Nichts ist schwerer als die guten Seiten eines schlechten Menschen oder eines großen Unglücks zu erkennen.